

Franz Xaver Gernstl
Glück gehabt!

Franz Xaver Gernstl

Glück gehabt!

Über das Unterwegssein, das Filmemachen
und das Leben an sich

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

3. Auflage 2026
© 2026 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv: © Dominik Osswald
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37367-3

www.koesel.de

Inhalt

Warum ein Buch?	9
Vorrede	11
Der Beginn einer langen Freundschaft <i>Wie ich meinen Kameramann kennenlernte – und vorher seine Frau</i>	13
Schnaxeln oder Filmemachen <i>Himmlische Zeiten für Fernsehschaffende</i>	30
Good guys make bad films <i>Fernsehjobs, Jägermeister und Paul Breitners Italiener</i>	39
Rumfahren in Amerika <i>Die Idee zu Gernstls Reisen</i>	46
Mutters Häuschen verpfänden <i>Wie man Filmproduzent wird</i>	56
Mein Vater, der Pedant <i>Die Frage nach dem Sinn des Lebens</i>	70
Und dann fiel uns die Decke auf den Kopf <i>Eine Firma wird gegründet</i>	82
Ich habe mit dem Gott gesprochen! <i>Hammelwürste, Dingsda und die Vision eines Propheten</i>	93
This is Cyprus, my friends! <i>Mit 300 Langweilern auf Kreuzfahrt</i>	104

Eine Breze ist Ansichtssache und allgemein verschieden <i>Zweifel am filmischen Konzept</i>	114
Niemals mit nur einer Bank <i>Tipps für Jungunternehmer</i>	124
Liebe ist ein Ineinandergehen zweier Seelen <i>Unterwegs im wiedervereinigten Deutschland</i>	138
Zu bequem, um reich zu werden <i>Der Grimme-Preis und die Flaute danach</i>	154
Das Kichern der Mönche <i>Mit Dorris Dörrie in Japan</i>	167
Es muss ja nicht gleich Erleuchtung sein <i>Vom Metzger, vom Schreiner und vom Käseweltmeister</i>	176
Das Ziel ist im Weg <i>Vom Zauber des Zufalls</i>	189
Wer nichts besitzt, dem gehört die Welt <i>Die Lehren des Franz Gap</i>	205
Sylt war uns zu windig <i>Eine Reise rund um Deutschland</i>	218
Verdeckte Ermittlungen <i>Warum das Filmemachen schwieriger wurde</i>	230
Ois Chicago! <i>Unterwegs in New York, Los Angeles und San Francisco</i>	242
Das Geheimnis des Glücks	253
Fischers Pamphlet	265
Bildnachweis	269



Warum ein Buch?

»Du wirst geboren und du musst sterben.« Kürzlich war ich segeln. Auf dem Dammschen See in Polen, mit dem Ersten Geiger der Stettiner Philharmoniker. Der Mann hat einen beachtlichen Schnauzbart, eine große, windschnittige Nase und Pranken, die nicht vermuten lassen, dass man damit auch eine Stradivari spielen kann. Nach dem ersten Tumult, weil der Wind aus der falschen Richtung wehte und ich nicht in der Lage war, helfend an den richtigen Schnüren zu ziehen, kam unvermittelt Ruhe auf. Wir schwebten fast lautlos in einen grandiosen Sonnenuntergang und sprachen dabei wenig. Nur das Wichtigste.

»Du wirst geboren, und du musst sterben. Schluss«, sagte Jan Waraczewski. »Das ist es!«, und nach längerer Überlegung fügte er hinzu: »Nur bitte nicht zu früh!«

Diese Weltsicht klang einleuchtend. Und weil wir so gemütlich in der warmen Abendsonne beieinandersaßen, verriet ich ihm, dass ich auch möglichst alt werden will. Viel mehr musste da nicht gesagt werden zwischen zwei Männern. Ich kannte ihn erst seit einer halben Stunde, aber wir schienen uns gut zu verstehen. Allerdings fing in dieser wohligen Atmosphäre seine Bemerkung in meinem Kopf zu kreisen an. Warum eigentlich möglichst alt werden? Weils mir gut gefällt in dieser Welt, klar. Aber sollte man dann nicht etwas Vernünftiges treiben in der Zeit zwischen geboren werden und sterben müssen?

Ein Mann muss einen Baum pflanzen, einen Sohn zeugen und ein Haus bauen. Sagt man doch. Baum gepflanzt habe ich, das

ging schief, den haben die Ameisen gefressen. Das mit den Söhnen hat geklappt. Und ein Haus bauen mag ich nicht. Aber neuerdings kann man statt Baum, Sohn, Haus auch ein Buch schreiben, fällt mir da in der Abendsonne ein. Darum schreibe ich jetzt ein Buch.

Vorrede

Was Sie jetzt gleich anfangen werden zu lesen, ist keine Autobiografie. Ich möchte Ihnen nur von vierzig Jahren Rumfahren und Filmemachen erzählen. Wie es dazu gekommen ist und wie der Zufall seine Finger im Spiel hatte.

Der erste Zufall: Ich wurde an einer Tankstelle geboren. An der Esso-Tankstelle in Bad Feilnbach, am Fuße des Wendelsteins. Quasi zwischen den Zapfsäulen. Mir wurde die Lust am Rumfahren in die Wiege gelegt. In meiner Familie ist man nicht spazieren gegangen, man ist spazieren gefahren.

Der zweite Zufall hieß Georgia. Aber das ist eine längere Geschichte ...



Der Beginn einer langen Freundschaft

Wie ich meinen Kameramann kennenlernte –
und vorher seine Frau

Sie kam an einem verschneiten Samstagabend im Winter 1973 in unsere Wohngemeinschaft in der Innstraße in Rosenheim. Zu Besuch bei meiner Mitbewohnerin Babsi. Und ich wusste beim ersten Blick, mit der könnte ich mich gut verstehen. Sie war auf eine eigenwillige Weise hübsch. Und sie war witzig.

Sie stand in ihrem abgetragenen Lammfellmantel in der Tür, als würde sie zu uns gehören. Ob zufällig heute noch jemand nach München führe? »Wenn du willst«, sagte ich. Ich hatte nichts zu tun in München, aber ich hatte einen alten VW-Bus. Von meinem Vater geerbt. Montagefahrzeug, jetzt Hippiebus. Und ich merkte, dass mit dieser Frau das Glück vor mir stand. Ich hätte sie nach Casablanca gefahren, wenn sie es gewollt hätte. War aber nicht nötig, denn sie merkte auch, dass das Glück vor ihr stand. Ein großer Moment. So etwas passiert einem nicht oft im Leben. Zwei, drei Mal vielleicht. Vielleicht auch vier Mal. Öfter nicht. Aber das Schöne ist, man merkt genau, wenn es passiert, auch wenn man der Sache nicht gleich traut. Aber man merkt es.

Sie wollte gar nicht richtig nach München, sie wohnte in Poing. Liegt auf dem Weg nach München. Der Hippie-Bus hatte eine

Dreiersitzbank vorne, hinten nur Ladefläche. Die war bald voll, denn wir kehrten vor der endgültigen Abreise im *Café Studio* ein, tranken dort einige Biere und holten ihren Mitbewohner »Hustensaft« ab. Und weil Georgia gastfreundlich war, und weil es im *Café Studio* an diesem Samstagabend gerade fad war, saßen plötzlich sechs angeheiterte Kleinstadthippies im VW-Bus, die alle mit nach Poing wollten. Die wenigsten wussten warum. Hauptsache irgendwohin an einem Samstagabend.

Eine ewig dauernde, schwierige Fahrt durch den vereisten Ebersberger Forst. Starkes Schneetreiben, ich war auch nicht mehr ganz frisch, Tunneleffekt und dazu abgefahrene Sommerreifen. »Hustensaft« quasselte unentwegt. Sein Name rühre daher, dass er ein Faible für Hustensaft habe und dass er früher mal süchtig war und jetzt aber runter sei und überhaupt. Ich war heilfroh, als wir unbeschadet um zehn Uhr nachts in dieses dörfliche Wohngemeinschaftshaus in Poing kamen.

Georgia lud unsere Gefolgschaft energisch vom Laderaum unseres Busses in die verschlammte Gemeinschaftsküche zum Diskutieren, versorgte sie mit Jasmintee und Räucherstäbchen und bedeutete mir, mit ihr gegenüber zum Wirt zu gehen. Sie wollte geräuchertes Wammerl mit Semmelknödel essen. Diese weltoffene, schlanke, dunkelhaarige Prinzessin, die eher nach Swinging London oder nach San Francisco als in den Dorfwirt zu Poing passte! Ich hätte sie auf der Stelle küssen wollen, tat es aber nicht. Ich wollte nicht aufdringlich wirken.

Wir aßen eine große Portion und hingen danach am Spielautomaten. Mein Ruf, ein erfolgreicher Zocker zu sein, bestätigte sich glücklicherweise auch hier. Wir warfen fünf Mark rein und holten sechsunddreißig wieder raus. Das Glück war auf meiner Seite – und ich an ihrer.

Ich konnte nicht fassen, wie ich zu dieser außergewöhnlichen Frau gekommen war. Vor sechs Stunden noch war ich ein einsa-

mer Wolf gewesen. Aus Verlegenheit. Ich war nicht sonderlich talentiert im Umgang mit Frauen.

Meine aktuelle Angebetete war Helena, die Aushilfsbardame im *Big Bag*, das war die Kellerbar unter dem *Café Studio*. Die Tage verbrachte ich oben mit Pokern, die Nächte unten bei ihr am Tresen. Ich versuchte mich gelangweilt zu geben und bestellte wortkarg einen Gin nach dem anderen – pur, ohne Eis, das gefällt der Barfrau, dachte ich. Dazu rauchte ich zwei Schachteln schwarze Gitanes. Ich machte das nur, weil ich zu viele Humphrey-Bogart-Filme gesehen hatte. Und weil mir nichts Besseres einfiel.

Aber zu mehr als einem freundlichen Scherz, wenn sie den Gin hinstellte, ließ sich Helena nicht hinreißen. Zumal im entscheidenden Moment – wenn der sechste Gin mir Mut machte und Helena sich anschickte, die Lichter zu dimmen – regelmäßig ihr blöder italienischer Freund mit seinen blöden handbestickten Cowboystiefeln an der Bar stand. »Ey!«, sagte er dann und lehnte sich neben mir an den Tresen. Den rechten Arm lässig nach unten hängend, die linke Hand hinter dem Rücken am Armgelenk. Das sah cool aus, okay, aber das hatte er sich bei Paul Newman abgeschaut. *Man nannte ihn Hombre* hieß der Film. Und Hombre machte das, weil er gelegentlich schnell den Revolver ziehen musste.

Ich mochte den Italiener nicht. Ich hatte auch schon allen außer Helena erzählt, dass er sein blödes Gepose bei Paul Newman abgeschaut hatte. Manche kicherten, wenn sie ihn cool rumstehen sahen. Das half aber auch nicht, ihn madig zu machen, er sah einfach verdammt gut aus mit seinen pechschwarzen Haaren und seinen ledernen Armbändchen. Gerüchteweise behandelte er Helena schlecht. Aber das erklären Sie mal einer Frau, dass sie mit einem Typen, der sie gut behandelt, besser bedient wäre als mit dem Typen, der sie schlecht behandelt. Glaubt sie nicht. Was

blieb mir also übrig? Noch einen Gin kippen, den Italiener nicht beachten und dann allein nach Hause gehen.

Helena studierte im Hauptberuf Mathematik. Intelligent, charmant, naturblond, eine der schönsten Frauen der Welt, und ich konnte mich einfach nicht bemerkbar machen. Denn eigentlich glaubte ich, dass ich auch ein ziemlich cooler Typ war. Bisschen zu cool vielleicht, eventuell sogar schüchtern. Kein Hosenscheißer, aber sorgsam bemüht, sich nicht durch erfolglose Zuneigungsbekundungen zu blamieren. Ich war jedenfalls der Loser in diesem Spiel. Aber jetzt hatte ich Georgia.



Mist, dachte ich, das wird nicht lange gut gehen. Die beste Frau in meinem langen Leben, und ich hatte nichts zu bieten außer einer Glücksträhne am Spielautomaten. Cool war jetzt nicht mehr angesagt, dafür verstanden wir uns zu gut. Aber textlich war ich damals nicht so versiert, dass man einen ganzen Abend mit Weisheiten oder Stories hätte bestreiten können. Ich wollte weg, nein, ich wollte bleiben, hatte aber Angst, vor dieser Traumfrau einen Fehler zu machen.

Nach einigen Obstlern landeten wir in ihrem Schlafzimmer. Der eingeschlafene Typ auf dem Flokati, über den wir im vorgelegerten Wohnzimmer steigen mussten, war ihr Ehemann. Davon wusste ich nichts. Das erzählte sie mir, als wir auf der Vierquadratmetermatratze zusammen kuschelten. Sie hatten vor ein paar Tagen eine offene Ehe beschlossen. Ursprünglich war das seine Idee. Georgia fand sie prima, er tat am nächsten Tag auch noch so. Jedenfalls war ich an diesem Abend der Nutznießer dieser mo-

dernen Idee, hatte aber Schwierigkeiten, Georgias Bluse zu öffnen. Eine nagelneue Bluse, Geschenk ihres Ehemanns, deren Zierschleife sich nicht entknoten ließ. Wir mussten sie zerschneiden. Ein ritueller Akt. Danach ließ sich die Bluse öffnen.

Der nächste Morgen war einer der peinlichsten in meinem Leben. Ihr Ehemann, Freund »Hustensaft« und ich am Frühstückstisch, die Hippies pennten noch. Georgia hatte das seltene Talent, Probleme einfach zu ignorieren. Sie kochte singend Kaffee und küsste mich gelegentlich. Ich hatte keine Ahnung, wie man sich in so einer Situation verhält. Ich beschäftigte mich ausführlich mit den Frühstücksutensilien, redete belangloses Zeug und machte mich aus dem Staub, so schnell es ging.

Ich war verliebt. Obwohl mir mein Glück nicht ganz geheuer war, fuhr ich vor Freude in Schlangenlinien über die Landstraßen und hupte. Moralische Bedenken hatte ich nicht. Zum einen kannte ich den Typen nicht, zum anderen nahm man es damals in der alternativen Szene nicht so genau mit der Treue. »Wer zweimal mit derselben



pennt, gehört schon zum Establishment«, hieß es. Das war mir in diesem Fall aber egal.

Eine Woche später reiste Fischer, so hieß ihr Ehemann (nur Georgia nannte ihn Hans Peter), nach Marokko. Fotostudien und was man sonst so treibt in Marokko. Drei Monate lang. Das war eine schöne Zeit für Georgia und mich. Ich kam mir vor, als wäre ich in einen der französischen Filme geraten, die gerade in den Kinos liefen. Ich rauchte die gleichen Zigaretten wie Jean-Paul

Belmondo, fuhr jetzt einen verbeulten Renault 16, und ich hatte eine leinwandtaugliche Freundin mit unbeschwerten Manieren.



Georgia, der Opel und der Fischer

Ich vernachlässigte mein Studium. Wir machten Ausflüge nach Wien und nach Metz oder auch nur nach Dietramszell. Immer bemüht, das wenige Geld, das uns zur Verfügung stand, möglichst stilvoll unter die Leute zu bringen. Georgia war dabei talentierter als ich, sie verpulverte ihr Stipendium immer gleich in den ersten Tagen, kaufte bei Dallmayr Delikatessen oder machte großzügige Geschenke. Den Rest des Monats lebte sie von Quark und Knäckebrot.

An einem dieser ersten Tage im Monat tourten wir durchs Vor-alpenland. Georgia brachte die Super-8-Filmkamera ihres Ehemanns mit. Ich filmte unseren Ausflug. Die kleine Irritation, die mich dabei befiel, weil ich mit dem Gerät meines legitimen Konkurrenten hantierte, ließ Georgia nicht gelten. Das sei ja nur ein Gerät, meinte sie. Trotzdem wunderte ich mich, mit welcher Leichtigkeit Georgia sich über die Gefühle ihrer alten Liebe hin-

wegsetzen konnte. Vielleicht war diese Frau einfach anders gestrickt als ich. Mir sollte es recht sein.

Tretbootfahren am Ammersee, Mittagessen in Andechs, und in Dietramszell bekam sie Lust auf einen Longdrink. Wir waren die einzigen Gäste in der Dorfgaststätte und bestellten ganz weltgewandt zwei Gin Tonic. Die Bedienung wirkte etwas konsterniert, notierte aber unseren Wunsch und machte sich unverzüglich an die Arbeit. Erstaunlicherweise beteiligte sich auch der Koch an der Anfertigung unserer Drinks. Die beiden werkten wie besessenen hinter dem Tresen, rührten heftig, tuschelten und warfen uns eindeutig vorwurfsvolle Blicke zu. Ich hatte schon Angst, man könne die Schändlichkeit unserer Liaison erkennen. Aber es war nur ein Missverständnis. Nach einiger Zeit kam die Bedienung mit zwei Gläsern und hauchte atemlos: »Do hams Ihren Gin mit Honig!«

Georgia war eine Frau, über die andere Typen Lieder schreiben. Sie machte einfach, was sie wollte. Das war manchmal liebevoll und manchmal gnadenlos, aber selten langweilig. Und ich glaube, sie merkte nicht einmal, wenn sie mich mit ihrem Lachen, ihren Küssen und ihren schönen Geschichten ins Paradies hievte, aber es war ihr auch gleichgültig, wenn ich in Liebeskummer ertrank, weil sie tagelang nichts von sich hören ließ. Nicht pfllegeleicht, diese Frau, aber das nahm ich in Kauf. Ich war das erste Mal richtig verknallt und konnte mir nicht vorstellen, was das Leben noch Besseres zu bieten haben sollte.

Gelegentlich stellte sie unsere Beziehung auf eine harte Probe. So fuhr sie einmal spontan für ein paar Wochen nach Irland. Einen alten Freund treffen, der auf der Durchreise in Belfast war. Ich könne ja später nachkommen. Hm? Natürlich kam ich nach. Ziemlich bald. Ich packte ein paar Freunde in den R16 und wir machten uns auf den Weg, um Georgia zu treffen und mit ihr

durch Irland zu reisen. Und natürlich, um zu sehen, was für ein »Freund« da in Belfast herumhing.



Ich war der Einzige, dem ich zu-
traute, mit meinem technisch et-
was unzulänglichen Fahrzeug zu fahren. Nicht synchronisierte
Gänge und ausgeleierte Stoßdämpfer, das liegt nicht jedem. Ent-
sprechend übermüdet, aber dennoch euphorisch – und zugleich
skeptisch wegen dieses »alten Freundes« –, kam ich in Belfast an.
Wir steuerten die *Crown Bar* an, in der wir uns für Donnerstag-
nachmittag verabredet hatten. So was musste damals von langer
Hand geplant werden, weil man nur Festnetztelefone kannte.

Ich fand die richtige Adresse. Nur ... die Bar sah nicht gut aus!
Keine Scheiben in den Fenstern und massive Brandspuren an
der Fassade. Äußerst beunruhigt versuchten wir, den Sachver-
halt zu klären. Nachbarn erzählten uns, die Bar sei wieder mal
von der IRA in die Luft gejagt worden. Ja, es gab auch Verletzte.
Ob Georgia dabei war, wusste keiner. Damals machte man kein

großes Aufhebens aus so einer Geschichte. Kein Kriseninterventionsteam. Keine langwierigen Untersuchungen. Alltag in Nordirland.

Schließlich kam Georgia aus der Bar nebenan, machte auch kein großes Aufhebens wegen der Bombengeschichte, und der »alte Freund« war schon abgereist. Körperlich. In Gedanken noch nicht.

Unser Auto hatten wir in einer Nebenstraße abgestellt, in der es erstaunlich viele freie Parkplätze gab. Als wir zurückkamen, erfuhren wir warum. Und gerieten gleich mal in Panik. Ein halbes Dutzend Soldaten in martialischer Aufmachung hatte sich um unseren R16 gruppiert und den Platz weiträumig abgesperrt. Sie waren gerade dabei, eine gezielte Sprengung vorzubereiten. In dieser Zeit galten in Nordirland Notstandsgesetze. Es war verboten, Fahrzeuge unbeaufsichtigt in der Innenstadt von Belfast abzustellen. Jedes herrenlose Auto galt als Bedrohung. Es wurde abgeschleppt oder, wenn der Verdacht bestand, dass eine Bombe darin versteckt sein könnte, kurzerhand von einem Kommando der britischen Armee gesprengt.

Gerade noch rechtzeitig konnten wir die Soldaten von ihrem Vorhaben abbringen. Nachdem wir uns als Besitzer des verdächtigen Left-Hand-Drives ausgewiesen und uns mit Unwissenheit entschuldigt hatten, wurde der Sprengsatz wieder entfernt, und wir durften fahren. Wären wir zehn Minuten später gekommen, hätte der R16 schlechter ausgesehen. Beim Weiterfahren achteten wir sorgsam auf tickende Geräusche.

Für den Rest der Zeit hatten wir bei einem Bauern einen billigen Wohnwagen gemietet, der auf einer Schafsweide stand. Zu fünft auf engem Raum und eine Woche lang Dauerregen. Kann ganz lustig sein, wenn man die richtige Gefährtin hat, mit der man im Doppelbett kuscheln kann. Kann aber auch spröde sein, wenn die Doppelbettgefährtin gerade erst ihren »alten Freund« –

eine guruartige Bekanntschaft aus Indien – getroffen hat und ihn emotional nicht gleich wieder vergessen kann.

Die Sache schmerzte mich, zumal ich in Liebesdingen damals nicht erfahren war. Wie kann man Liebe, Zuneigung und Respekt einer Frau zurückgewinnen, die eigentlich oder zumindest auch noch einen anderen liebt? Gar nicht. Jede Anstrengung vergebens, bewirkt das Gegenteil. So etwas weiß man als Zwanzigjähriger aber nicht.

Nach zwei Wochen fuhren wir alle zurück nach München. Auch Fischer war inzwischen aus Marokko zurückgekehrt. Trotzdem blieben Georgia und ich zusammen. Nicht offiziell, aber auch nicht ganz heimlich. Sie besuchte regelmäßig ihre Mutter in Rosenheim und anschließend mich. Sie wohnte zwar weiterhin mit Fischer in Poing, aber wenn sie in Rosenheim war, übernachtete sie bei mir. Warum Fischer diese Unverfrorenheit weitgehend klaglos hinnahm, kann ich mir heute nicht mehr erklären. Ich könnte ihn mal fragen.

Allerdings bemerkte ich schon damals, dass mir diese Art von Beziehung oder Trittbrettfahrerei ganz gut gefiel. Vielleicht war es der Reiz des Verbotenen, vielleicht auch nur die Scheu vor Verbindlichkeit. Ich fand es jedenfalls sehr praktisch, Zeit für Pokerrunden und andere Beschäftigungen zu haben und doch gelegentlich eine liebevolle Gefährtin. Das schien mir sinnvoller und prickelnder, als mein Leben in eintöniger Zweisamkeit zu verbringen.

Aber es kam sowieso anders. Nach einem Jahr kündigte mir Georgia die Freundschaft. Per Brief. SMS und E-Mail waren noch nicht erfunden, wir hatten in unserer Studentenbude nicht mal ein Telefon. Georgia schrieb, sie halte es nicht mehr aus, zwischen zwei Männern hin- und hergerissen zu sein, lobte die wunderbare Zeit, die wir zusammen hatten und schlug vor, dass wir uns nicht mehr sehen. Ein Bombenschlag, völlig unerwartet und un-

verständlich. Ich verbrachte einsame Abende, leidend zu Hause oder trinkend bei Helena und versuchte mir einzureden, dass mir die erzwungene Trennung nichts ausmachte. Ich schrieb zurück, etwas im Sinne von: »Na dann viel Glück in deinem neuen Leben, mit deinem alten Alten.« Ich war gekränkt, beleidigt, unglücklich. Und nahm mir vor, mich nie wieder so bedingungslos zu verlieben, wie mir das mit Georgia passiert war.

Doch bald erfuhr ich von Fischer, dass Georgia auch von ihm nichts mehr wissen wollte. Sie hatte einen neuen Liebhaber. Einen Lebkuchenfabrikanten aus Nürnberg. Das war der Moment, in dem ich mich mit Fischer verbündete. Er war nicht nachtragend. In jenen Zeiten galt ein Seitensprung eher als Kavaliersdelikt, und ich war ja auch nur passiv an dem Vorgang beteiligt. Kein Grund also, sich unter Männern zu zerstreiten. Über die Liederlichkeit der Frauen hingegen konnte man sich dennoch gemeinsam ereifern. Wir zersägten Fischers Ehering und besiegelten damit unseren Männerbund.

Eine glückliche Fügung, die wir Georgias unbeschwerter Abenteuerlust zu verdanken hatten. Und der Beginn einer langen Freundschaft.

Ich wollte weg von Rosenheim, Fischer wollte weg von Poing, also zogen wir nach München. Ursprünglich sollte das ein größeres Projekt werden, mit ein paar Freunden aus Rosenheim, die ebenfalls in die Großstadt wollten. Die Idee scheiterte aber an der passenden Wohnung. Es war damals nicht einfach, einen Vermieter zu finden, der bereit war, seine Wohnung an sechs einkommensschwache Singles zu vermieten.

Auch unsere gemeinsame Ex-Freundin Georgia wäre eigentlich wieder mit von der Partie gewesen. Sie hatte den »Lebkuchen« wieder verlassen, und wir sahen großzügig über ihren Ausrutscher hinweg. Allerdings hatten wir die Befürchtung, dass unsere

GESUCHT



wird ein Haus oder eine Wohnung mit unge-
fähr 8 Zimmern für eine seriöse Wohnge-
meinschaft (siehe Bild) in oder nahe bei
München. Das darf so um die 1000.- DM kosten
Bleibt nur noch anzumerken, daß wir alle ganz
ordentlich und furchtbar reizend* Ehrlich!
sachdienliche Hinweise an: Tel.: 08031/1203
oder: Gernstl-Knefel-Lange
*sind 82 Rosenheim,
Imnstraße 45

Belohnung DM 500.00

eigenartige Dreier-Konstellation auf Dauer nicht WG-tauglich sein könnte. Das heißt, Fischer und ich hatten die Bedenken, Georgia nicht.

Um vorhersehbare Probleme zu vermeiden und um die Sache zu beschleunigen, gründeten wir eine kleine Männerwohnge-

meinschaft. Wir fanden eine passende Wohnung in der Landwehrstraße, gegenüber der *Candy Bar*, gleich um die Ecke vom Hauptbahnhof. Schon damals war das ein Viertel von internationalem Flair, mit zahlreichen Import-Export-Läden und vielversprechenden Vergnügungsschuppen. Kein Vergleich zur Innstraße in Rosenheim. Wir waren zu dritt: Fischer, Willy Frauenknecht und ich. Willy war ein rechtschaffener Schwabe, der, wie ich, Sozialpädagogik studierte.



Dieser pragmatische Verbund hielt einige Jahre. Georgia war gern gesehener Gast bei uns, aber irgendwann lernte sie einen irischen Rockmusiker kennen und ging mit ihm nach Irland.

Unsere Wohngemeinschaft wurde ein Hort fantastischer Ideen. Wir erfanden die lautlos von unten befüllbare Badewanne, wir wollten Leberkäsbuden in New York eröffnen oder Strandfotografen in Acapulco werden, und wir entwarfen diverse Gastronomiekonzepte und andere lukrative Geschäftsideen. Sogar ein dreidimensionales Tonaufzeichnungssystem mit computerge-

stützter Nachbearbeitung hatten wir schon im Portfolio – so als visionäre Idee. All das war aber eher ein Schwadronieren vor den häufig anwesenden Mädchen, als die Absicht, tatsächlich einmal ernsthaft tätig zu werden.

Sozialpädagogik hatte ich mehr aus Versehen studiert. Nach den gemütlichen Studienjahren war ich arbeitslos und, ehrlich gesagt, auch arbeitsunwillig. Ich wollte nicht in irgendeinem heruntergekommenen Jugendheim aufpassen, dass die Kinder nicht zu viel kiffen und ihnen beibringen, wo es langgeht. Wusste ich ja selber nicht. Ich saß also zu Hause in unserer Wohngemeinschaftswohnung und dachte mir, das Leben habe Besseres vor mit mir. Gelegentlich jobbte ich in meiner alten Praktikumsstelle beim Institut *Jugend Film Fernsehen* oder schrieb für fünfzig Mark Filmkritiken für den *Evangelischen Filmbeobachter*. Fischer arbeitete tagsüber als Werksfotograf, und Willy Frauenknecht, der Dritte im Bunde, bekam etwas Geld von zu Hause. So konnten wir uns einen erträglichen Lebensstandard finanzieren. Wir hatten ständig genug zu trinken im Haus, sogar eine kleine Cocktaillbar hatten wir uns eingerichtet.

Angeregt durch Besuche bei Charles Schumann, der damals als Barkeeper in *Harry's New York Bar* in der Falkenstraße arbeitete (und behauptete, nie im Leben würde er eine eigene Bar aufmachen), hatten wir ein Faible für Mixgetränke entwickelt. Ich kaufte mir *Schröders Barbuch* und erlernte in umfangreichen Selbstversuchen das Cocktail-Shaken. Das erlaubte mir, in der Gaststätte *Randstein* als Jung-Barkeeper ein paar Mark dazu zu verdienen. Vor allem aber verschaffte mir das Wissen um den gepflegten Alkoholgenuss enormes Ansehen bei den Damen, die abends zu Besuch kamen.

Das Wichtigste war also, fürs Wochenende ein paar Sixpacks im Kühlschrank zu haben und ein paar Freundinnen in der Wohnung, die bereit waren, sich vor einem Schwarz-Weiß-Fernseher

mit fünf Programmen zu betrinken. So war das damals. Schwarz-weiß, keine Fernbedienung, aber nette Gesellschaft.



Fernsehparty in der WG

Das war eine fröhliche Zeit. Unser einziges Problem damals war das ständig dreckige Geschirr in der Küche. Unsere beste Idee war, das Fernsehen neu zu erfinden. Denn wir hatten den Eindruck, dass das, was uns da in unserem alten Schwarz-Weiß-Fernseher geboten wurde, nicht mehr zeitgemäß war. Zugegeben, es gab schon seit einigen Jahren Farbfernseher, aber so was konnten wir uns nicht leisten, und Farbe machte die Sache auch nicht besser.

Die Neuerfindung des Fernsehens klappte nicht auf Anhieb. Wir mussten strategisch vorgehen. Fischer war Hausfotograf bei der Firma Fritzmeier, die stellten Skier und Traktorendächer her. Er fotografierte also diese Traktorendächer und gelegentlich Rosi Mittermaier auf Fritzmeier-Skiern. Das wurde ihm auf Dauer zu eintönig. Deshalb verdingte er sich als Kameraassistent beim Bay-

erischen Fernsehen. Schon mal einer von uns, der den Fuß in der richtigen Tür hatte.

Mein Weg in die Medienwelt war umständlicher. Die Liebe zum Kino hatte sich bei mir früh entwickelt. Mein Vater war passionierter Kinogänger. Samstagabend ging er mit meiner Mutter ins Kino und Sonntagvormittag mit mir in die Matinee. Das waren Zeiten, in denen noch die wenigsten Leute einen Fernseher besaßen. Wir nicht. Entsprechend aufregend war ein Kinobesuch.

Viele Jahre später lernte ich zwei Dokumentarfilmer kennen: Hans-Jörg Weyhmüller und Klaus Müller-Laue. Sie kamen aus München, um einen Film über die Rosenheimer Jugendszene zu drehen, und sie brauchten Hilfe. Meine Hilfe. Ich war damals, 1972, als Zivildienstleistender in der katholischen Jugendpflegestelle tätig und kannte mich aus. Da ich die beiden mit ihrem weißen VW-Käfer-Cabriolet, den englischen Cordjacken und ihrem zurückhaltend-weltmännischen Auftreten ziemlich cool fand, war ich mit Eifer dabei.

Schon am ersten Abend in der Pizzeria, als sich einer der beiden *Spaghetti al burro* bestellte, das einfachste und billigste Nudelgericht, das nicht einmal auf der Speisekarte stand, und dazu eine Flasche vom teuersten Rotwein, der auch nicht auf der Karte stand, hatte ich das Gefühl, die beiden wissen, worauf es ankommt. Ich klärte sie auf, was die Jugendszene in Rosenheim so trieb, machte sie bekannt mit Dealern, Basisgruppenvorsitzenden und aufstrebenden Rockmusikern. Im Gegenzug erklärten sie mir, was ein Whisky Sour ist und wie ein Dokumentarfilm funktioniert. Danach war ich mir sicher, dass Dokumentarfilmer ein guter Beruf ist.

Meine Idee, dafür an der Filmhochschule zu studieren, gefiel den beiden nicht. Sie meinten, dort lerne man nichts, weil die Dozenten »verspulte Ideologen« seien. Ich solle erst mal was Vernünftiges studieren. Filmemachen könne man dann immer noch